

Draußen vor der Tür

Sie kommen als Flüchtlinge nach Deutschland und hoffen auf eine bessere Zukunft. Doch nicht überall dürfen ihre Kinder die Schule besuchen. Es gibt zu viele verschiedene Regelungen und zu wenige Lehrer. Einer, der es geschafft hat, ist Eghbal Nabizadeh

VON ANIKA KRELLER



Eghbal Nabizadeh kam als Flüchtling nach Deutschland. Er macht jetzt seinen Hauptschulabschluss. Später will er Chemie studieren

Endlich Chemie studieren können! Es gibt kaum etwas, was sich Eghbal Nabizadeh sehnlicher wünscht. Ein bescheidener Traum für einen 18-jährigen Deutschen. Ein kaum erreichbares Ziel für einen 18-jährigen Flüchtling in Deutschland. »Es ist ein bisschen schwierig«, sagt Eghbal, der in einem winzigen Zimmer in einem Asylbewerberheim in Sachsen-Anhalt wohnt. Er stammt aus Afghanistan und wuchs im Iran auf. Dort sei er als Ausländer diskriminiert worden, sagt er, er hätte später nicht studieren und kein Auto kaufen dürfen. Dabei musste er nach dem Tod des Vaters für seine Mutter und seine Schwester sorgen. Vor zweieinhalb Jahren floh er nach Deutschland. Sein Ziel: eine gute Ausbildung machen, um genug Geld für seine Familie verdienen zu können. Doch in Deutschland ist Bildung für einen Flüchtling nicht leicht zu bekommen.

Eghbal kam erst nach Hamburg, dann nach Bayern, schließlich landete der damals 16-Jährige in einem Flüchtlingsheim in Burg in Sachsen-Anhalt. Hier konnte er endlich zur Schule gehen – bis die Ausländerbehörde nach mehr als einem halben Jahr merkte, dass Eghbal als unbegleiteter minderjähriger Flüchtling lebte, und ihn an eine spezielle Einrichtung im 30 Kilometer entfernten Magdeburg überwies. Weil es mitten im Schuljahr war, nahm ihn dort keine Schule auf. Auch die Fahrtkosten hätten weder Ausländerbehörde noch Sozialamt übernehmen wollen – ein Dreivierteljahr konnte Eghbal nicht zur Schule gehen.

Grundsätzlich hat jedes Kind in Deutschland das Recht auf Bildung, Deutschland hat 1992 die Kinderrechtskonvention unterzeichnet. Doch jedes Bundesland entscheidet selbst, wie dieses Recht in der Praxis umgesetzt wird: Lange Zeit galt vielerorts für Flüchtlingskinder statt der Schulpflicht nur ein Schulrecht. Das hieß, dass die Eltern extra einen Antrag stellen mussten, wenn ihr Kind lernen sollte. Oft scheiterte das an mangelnden Deutschkenntnissen. Und weil Flüchtlingskinder keine Schulpflicht haben, mussten die Behörden auch nichts unternehmen, wenn das Kind nicht in der Schule auftauchte.

Langsam setzt ein Umdenken ein. Die meisten Bundesländer haben inzwischen die Schulpflicht auf Kinder mit ungeklärtem Aufenthaltsstatus ausgeweitet. Doch auch das garantiert häufig noch nicht, dass der Schulbesuch auch wirklich ermöglicht wird. In Berlin zum Beispiel werden immer wieder Flüchtlingskinder abgelehnt, weil es nicht genügend Plätze in den speziellen Klassen gibt, in denen sie Deutsch lernen sollen.

Wie im Fall von Eghbal geht das Schulrecht für Flüchtlinge immer wieder unter in einem Wirrwarr aus undurchsichtigen Regelungen und Zuständigkeiten. Dass der Schulbesuch an scheinbar banalen Dingen wie zu hohen Fahrtkosten scheitert, ist keine Seltenheit. Vor allem in ländlichen Gebieten liegen die Unterkünfte für Asylbewerber meist viele Kilometer weit entfernt von der nächsten Schule.

Weil die Wirtschaft Fachkräfte braucht, werden Flüchtlingskinder besser gefördert

Eindeutige Regeln wären allerdings dringend nötig: Seit 2007 steigt die Zahl der Asylsuchenden in Deutschland wieder. Allein im September 2013 wurden mehr als 13 700 Anträge gestellt. Auch wenn unsicher ist, ob sie bleiben dürfen, sollten ihre Kinder sowie jugendliche Flüchtlinge zur Schule gehen dürfen. Denn alles, was sie als junge Menschen nicht lernen können, ist später nur schwer nachzuholen. Für Jugendliche wie Eghbal aber ist der Schulzugang besonders unsicher, da je nach Bundesland die Schulpflicht mit 16 oder 18 Jahren endet. Schulen können die Aufnahme und Ämter die Kostenübernahme dann leichter ablehnen.

»Wenn die Situation nicht so düster wäre, gäbe es uns nicht«, sagt Michael Stenger. Er gründete vor 13 Jahren die Schlau-Schule in München, in der jugendliche Flüchtlinge ihren Schulabschluss nachholen können. Dort lernen die Schüler in kleinen Klassen. Wer Hilfe beim Deutschlernen braucht, bekommt sie. Es geht nicht nur um die reine Wissensvermittlung, sondern auch darum, den Jugendlichen Selbstvertrauen und Ziele zu vermitteln. Ein Konzept, das Erfolg hat. »Wir wollen zeigen, dass es für unsere Gesellschaft ein extremer Gewinn ist, in die Bildung von Flüchtlingen zu

investieren«, sagt Stenger. »Mein Ziel ist, dass wir die Schlau-Schule irgendwann nicht mehr brauchen, weil der Staat seiner Aufgabe nachkommt. Aber ich kann meine Angestellten beruhigen: Das braucht noch viel Zeit.«

Doch immerhin beobachtet Stenger, dass sich die Dinge allmählich bessern. »Mein bester Partner ist der Fachkräftemangel. Wenn die Wirtschaft Arbeitskräfte braucht, sind Flüchtlinge willkommen.« Tatsächlich hat Bayern vor Kurzem ein BerufsinTEGRATIONSJahr eingeführt, in dem Jugendliche durch Sprachförderung und sozialpädagogische Betreuung fit gemacht werden für eine Ausbildung. Zudem gilt in Deutschland seit Juli eine geänderte Beschäftigungsverordnung, nach der deutsche Jugendliche nicht mehr vorrangig eingestellt werden müssen.

Wenn die Kinder es tatsächlich in die deutschen Schulen schaffen, gibt es dort meist weitere Probleme. Die Sprache ist der erste und wichtigste Schritt für den Zugang zu Bildung. Doch nicht immer ist klar geregelt, ob und unter welchen Umständen die Flüchtlingskinder Deutsch lernen. Denn Gesetze zu ändern ist das eine – eine sinnvolle Umsetzung in der Praxis das andere. »Ich fühle mich oft überfordert«, sagt eine Lehrerin der 100. Grundschule in Leipzig. Sie ist seit diesem Schuljahr eingeteilt für den DaZ-Unterricht. DaZ heißt Deutsch als Zweitsprache. »Wir suchen den Radiogummi und malen ihn gelb aus«, sagt sie langsam. Vor ihr sitzen vier Kinder der 1a an zwei zusammengeschobenen Schulbänken. Ihre Zeigefinger kreisen über einem Arbeitsblatt und suchen das richtige Bildchen. Die Kinder kommen aus Serbien, Rumänien, dem Irak. Einmal am Tag haben sie DaZ, danach mit dem Rest ihrer Klasse Musik, Kunst und Sport. Von den 142 Schülern der Grundschule in einem Plattenbauviertel am Rand der Stadt spricht knapp ein Drittel wenig oder kein Deutsch. Aber es gibt nur zwei DaZ-Lehrerinnen. »Wie sollen wir den Kindern da gerecht werden?«, fragt die Schulleiterin Franziska Horn. Viele leben in der Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber nur ein paar Hundert Meter entfernt. »Manche müssen erst mal lernen, wie Schule funktioniert. Dass man still sitzt, sich meldet. Andere haben Konzentrations- oder Lernschwierigkeiten.«

Die Schulen helfen mit Arbeitsmaterial, aber es fehlt Geld für Deutschlehrer

Das Team der 100. Grundschule ist engagiert. Wenn morgens ein Schüler fehlt, ruft die Sekretärin im Flüchtlingsheim an. Es gibt einen Schrank mit übrig gebliebenem Schulmaterial, damit niemand ohne Schulheft ist. Die Sportlehrerin sammelt in ihrem Handballverein Turnschuhe. Aber die Mitarbeiter stoßen immer wieder an ihre Grenzen. Viele der Kinder brauchen mehr als nur Sprachunterricht. »Eine sozialpädagogische Hilfe wäre toll«, sagt Horn. Die hat sie auch beantragt. Doch ob sie kommt und wann – die Schulleiterin zuckt mit den Schultern.

Bislang lassen Bund und Länder die Schulen oft allein mit ihren Problemen. Die Schulpflicht auf alle Kinder auszuweiten könnte ein erster Schritt sein. Dann müssten mehr Mittel fließen. Experten fordern jedoch, mehr Lehrkräfte auszubilden, die die rechtliche und soziale Situation von Asylbewerbern besser verstehen und sozialpädagogische Hilfe anbieten können. In einer Petition rief unlängst der Bayerische Lehrer- und Lehrerinnenverband den Landtag auf, zusätzliches Geld für die Übergangsklassen bereitzustellen, in denen die Flüchtlingskinder Deutsch lernen sollen. Die Klassenstärke solle auf 16 Schüler begrenzt und das Angebot an Schulsozialarbeit ausgebaut werden.

Wo es keine Angebote wie die Schlau-Schule in München gibt, bleibt der Weg zum Schulabschluss für viele Flüchtlingskinder ein Hindernislauf. Als Eghbal Nabizadeh aus dem Iran 18 wurde, konnte er zwar wieder nach Burg zurück, aber nicht an seine alte Schule. Mit der Volljährigkeit endet die Schulpflicht. Eine Beschulung sei nun nicht mehr möglich, sagte man ihm. Weil die Integrationshilfe Sachsen-Anhalt sich für ihn einsetzte, kann er jetzt seinen Hauptschulabschluss an einer Berufsschule machen. Ein weiterer Haken, den er auf dem Weg zu seinem Ziel schlagen muss.

Die Hoffnung auf ein Studium hat Eghbal trotz allem noch nicht aufgegeben. »Ich mache einfach immer weiter«, sagt er.

Unterricht in der Datenwolke

Kinder lernen fast alles, wenn man ihnen einen Computer gibt und Fragen stellt, sagt der indische Bildungsforscher Sugata Mitra

»DIE ZEIT: Sie möchten eine »School in the Cloud« errichten, eine »Schule in der Datenwolke«. Für dieses Vorhaben haben Sie in diesem Jahr den mit 1 000 000 Dollar dotierten TED-Preis für technische Innovationen gewonnen. Wie muss man sich eine solche Schule vorstellen?

Sugata Mitra: Ihr liegt ein ganz anderes Prinzip des Lernens zugrunde. Die Schüler sollen sich im Grunde alles selbst beibringen. Sie bekommen eine Frage gestellt: Was passiert mit der Luft, die wir einatmen? Während sie dann selbstständig und ohne Hilfe eines Lehrers versuchen, sie zu beantworten, lernen sie etwas über die Zusammensetzung der Luft, den Blutkreislauf und darüber, warum Sauerstoff wichtig für jede Zelle ist.

ZEIT: Ist es nicht eher unwahrscheinlich, dass die Kinder sich so viel selbst beibringen können – und es dann auch noch wirklich tun?



Sugata Mitra, Bildungswissenschaftler an der Newcastle University

Mitra: Ich habe schon vor einigen Jahren bei meinen »Hole in the Wall«-Experimenten zeigen können, dass es tatsächlich funktioniert. Ich hatte damals auf der Rückseite eines Bürogebäudes einen Computer in eine Wand eingelassen und festgeschraubt. Bald kamen die Kinder aus dem Slum in der Nähe und fragten, ob sie den Computer anfasseln könnten. »Klar«, sagte ich, »macht damit, was ihr wollt.« Obwohl sie kein Englisch konnten und vorher noch nie einen Computer in der Hand hatten, surfen sie acht Stunden später im Internet – ich war baff. Aber sie brachten sich nicht nur selbst bei, wie man das Netz durchsucht, sie

lernten später auch das Grundprinzip des Computers zu verstehen. Das lief so mit Computern in der Wand an vielen Orten Indiens.

ZEIT: Aber wie viel haben die Kinder dabei wirklich verstanden und gelernt?

Mitra: Das habe ich mich auch gefragt. Deshalb habe ich das Ganze bald danach etwas verschärft: Ich habe Kinder, die eigentlich nur Tamil sprechen, beauftragt, das Prinzip der Verdopplung des Erbguts, der DNA, zu lernen. Nach zwei Monaten kam ich wieder, da hatten sie immerhin schon verstanden, wie es grundsätzlich funktioniert, dass sich das Erbgut verdoppelt. Ich bat eine Bekannte, die sich mit Biologie nicht auskannte, die Kinder einfach durch Nachfragen zu ermutigen. Danach schafften die Kinder bei einem Wissenstest zu dem Thema schon über 50 Prozent. Später habe ich Lehrer im Ruhestand über Skype zugeschaltet. Die stellen ihre Fragen also über Kamera und Telefon und ermutigen so die Kinder. Das haben wir »Granni-Cloud« genannt, nach der Bezeichnung für Großmutter und -vater, weil natürlich vor allem Ältere für so etwas Zeit haben und auch motiviert sind.

ZEIT: Übertragen auf Ihre School in the Cloud – heißt das, jeder mit Internetzugang kann sich einfach in diese Schule einklinken?

Mitra: Nein, so einfach geht das nicht. Man muss schon einen Ort haben mit einer selbstorganisierten Lernumgebung, auf Englisch Self-Organized Learning Environment, kurz Sole. Darin stehen Computer mit Breitband-Internetanschluss, aber ungefähr nur ein Fünftel so viele, wie es Schüler gibt. So arbeiten fünf Schüler an einem Computer zusammen, und Teamwork kommt zustande. Meine Vision ist es, erst einmal vor allem dort solche Soles zu schaffen, wo die Kinder sonst nur wenig Schulbildung bekommen würden.

ZEIT: Und die einzigen Erwachsenen, mit denen die Schüler zu tun haben, sind die in der Granni-Cloud? Gerade in den vergangenen Jahren konnte in Studien immer wieder gezeigt werden, dass für die Lernleistung nicht die Methode oder das Fach entscheidend ist, sondern der Lehrer.

Mitra: In der Tat, nach dem heutigen System steht und fällt das Lernen mit der Qualität des Lehrers. Das neue System aber wäre frei von dieser Abhängigkeit. Außerdem sollen vor Ort auch einzelne Lehrer sein, die allerdings nicht unterrichten, son-

dern nur motivieren. Sie stellen jeweils eine Frage, und sehen den Kindern dann beim Lernen zu.

ZEIT: Der Lehrplan bestünde dann einfach aus einer Liste von Fragen?

Mitra: Das ist das Ziel, ja. Wir wollen einmal einen Fragenkatalog haben, bei dem die Antworten alles umfassen, was die Schüler lernen sollen.

ZEIT: Eine Menge Inhalte dürften sich aber nicht mit spannenden Fragen einfangen lassen.

Mitra: Das glaube ich nicht. Ich habe Schüler zum Beispiel gefragt: Woher weiß eigentlich ein iPad, wo es sich befindet? Das führt dann zu Satelliten und GPS – und schließlich zur Trigonometrie. Man kann sich allem von einer langweiligen oder einer spannenden Seite aus nähern. In der Schule und in der Universität lernen wir die langweiligen Seiten kennen, erst später in der Wissenschaft oder im Beruf geht es dann um das, was spannend und nützlich ist. Leider ist unser ganzes System da falsch herum aufgebaut. Das sollte sich ändern.

Das Gespräch führte CHRISTIAN HEINRICH